

Birgit Lahann

Am Todespunkt

*18 berühmte Dichter und Maler,
die sich das Leben nahmen*



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

978-3-8012-0460-0
1. Auflage 2014

Copyright © 2014 by
Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn
Lektorat: Alexander Behrens
Umschlag: Ralf Schnarrenberger, Hamburg
Satz: Petra Strauch, Bonn
Druck und Verarbeitung: CPI - Ebner & Spiegel GmbH, Ulm
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2014

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

INHALT

- 7 Vorwort**
»Plötzlich ist man am toten Punkt, am Todespunkt.«
- 19 Karoline von Günderode † 1806**
»Ich sende Dir ein Schnupftuch mit Blutstropfen meiner linken Brust.«
- 30 Vincent van Gogh † 1890**
»Wir bedienen uns des Todes, um auf einen Stern zu gelangen.«
- 44 Richard Gerstl † 1908**
»Glauben Sie mir, Richard hat von uns beiden den leichteren Weg gewählt.«
- 53 Familie Mann**
(Carla Mann † 1910, Julia Mann † 1927, Nelly Mann † 1944, Klaus Mann † 1949, Michael Mann † 1977)
»Sie hatte bei ihrer Tat kein Solidaritätsgefühl.«
- 71 Lena Christ † 1920**
»Ich sende dir ein Zeichen aus dem Jenseits.«
- 80 Sergej Jessenin † 1925**
»Allein bin ich – und der zerschlagene Spiegel.«
- 91 Paul Cassirer † 1926**
»Nun bleibst du aber bei mir!«
- 103 Kurt Tucholsky † 1935**
»Wenn ich jetzt sterben müsste, würde ich sagen: Und das war alles?«
- 118 Ernst Ludwig Kirchner † 1938**
»Ich war immer allein, je mehr ich unter Menschen kam.«

- 131 **Ernst Toller † 1939**
»Wenn ich nur schlafen könnte!«
- 149 **Virginia Woolf † 1941**
»Ich muss diesen Tanz auf heißen Ziegeln weitertanzen, bis ich sterbe.«
- 163 **Pierre Drieu La Rochelle † 1945**
»Ich habe verloren. Ich beantrage den Tod.«
- 175 **Ernest Hemingway † 1961**
»Diese Hure namens Ruhm ist die kleine Schwester des Todes.«
- 185 **Sylvia Plath † 1963**
»Sterben ist eine Kunst. Ich kann es besonders schön.«
- 197 **Inge Müller † 1966**
»Mich trägst du nicht, Tod, ich mach mich schwer.«
- 210 **Marie-Georges Simenon † 1978**
»Gedenke meiner Liebe, auch, wenn sie wahnsinnig war.«
- 220 **Primo Levi † 1987**
»In den Himmel schauen und dabei denken, dass ich ihn vielleicht zum letzten Mal sehe.«
- 234 **Brigitte Schwaiger † 2010**
»Ich bin ja eine Halbtote.«
- 244 **Literatur- und Quellenverzeichnis**

VORWORT

»Plötzlich ist man am toten Punkt, am Todespunkt.«

Wenn ein Mensch sich das Leben nimmt, bleiben die Angehörigen meist mit der bitteren Frage zurück: Warum? Und vor dem Warum hat sich für viele ein schrecklicher Anblick unauslöschlich in Herz und Hirn eingebrannt: Der zerschossene Kopf, der Mensch am Strick, die leeren Tablettenschachteln am Bett, der Tote auf den Schienen, das Loch im Herzen, die Leiche im Wasser, der zerschmetterte Körper nach dem Sprung.

Und der sieht nicht mehr so wunderschön aus, wie Frida Kahlo ihn im Bild »Der Freitod der Dorothy Hale« gemalt hat. Dorothy Hale war eine der schönsten Frauen Amerikas. Ihr verstorbener Mann, ein Maler, hatte die Society von New York portraitiert. Daher kannte Frida Kahlo sie. Inzwischen hatte die junge Witwe vergeblich versucht, in Hollywood Karriere zu machen. Und dann verließ ihre neue Liebe, ein Berater von Präsident Roosevelt, sie Hals über Kopf. Nun wusste sie nicht mehr, wie sie leben und die Miete ihres Appartements hoch oben im feinen Hampshire House am Central Park bezahlen sollte.

Am 20. Oktober 1938 lud sie ihre Freunde zu einer Farewell Party ein, weil sie, wie sie allen sagte, eine lange Reise machen würde. Das wunderte niemanden, denn Dorothy war immer mal wieder unterwegs. Für diesen Abend hatte sie ihr schönstes Kleid angezogen, das Femme-fatale-Gewand aus schwarzem Samt mit dem gelben Rosentuff an der Schulter. Es war ein vergnügter Abend, und niemand hatte der Gastgeberin ansehen können, dass sie kurz vor dem Sprung in den Tod war.

Es gibt ein berühmtes Fest im alten Rom, auf dem sich Petronius Arbiter von seinen Freunden verabschiedet. Der Autor von »Satyricon« hatte in einem Pamphlet die gereimten Ergüsse von Nero verspottet. Dabei wusste er genau: *Beleidige keinen Größeren als du selbst bist!* Doch

bevor der Kaiser den Befehl zum Suizid gibt – die Methode hat sich bei Diktatoren bis ins Dritte Reich erhalten – kommt Petronius Arbiter ihm zuvor. Inmitten seiner Freunde, die er zum Bankett geladen hat, lässt er sich von einem Arzt in der Badewanne die Pulsadern öffnen, und während sein Leben langsam ausläuft, schreibt er die letzten satirischen Verse auf den Tyrannen.

Bei Dorothy Hale waren die letzten Gäste vor Mitternacht gegangen, hatten ahnungslos Glück und Erfolg für die Reise gewünscht, nun war sie alleine, hat sich an ihre Schreibmaschine gesetzt, Abschiedsbriefe getippt und wohl auch den Zettel geschrieben, auf dem stand, man möge bitte ihre Mutter benachrichtigen und ihr sagen, sie wolle gerne im Familiengrab beigesetzt werden.

Das ist sehr viel mehr, als die meisten Selbstmörder hinterlassen. Zehntausend Menschen bringen sich Jahr für Jahr in der Bundesrepublik um, weltweit sind es jährlich eine Million, und die Statistiker sprechen von hohen Dunkelziffern. Aber nur dreißig Prozent von ihnen schreiben einen Abschiedsbrief. Wie soll man auch die Gründe für einen so endgültigen und intimen Vorgang beschreiben? Friedrich Nietzsche lässt seinen Zarathustra den Freitod predigen. Der Selbstmörder ist für ihn *ein heiliger Nein-Sager, wenn es nicht Zeit mehr ist zum Ja*. Diesen Satz hätte Thomas Mann, der sich immer wieder von der Philosophie Nietzsches hat inspirieren lassen, sicherlich nicht akzeptiert. Zwei seiner Schwestern und zwei seiner Söhne haben sich das Leben genommen. Das hat er als absolut unsolidarisch empfunden. Sie hätten es der Familie nicht antun dürfen. Das war sein Satz. Da war er absolut unemphatisch. Und genauso kühl verarbeitet er dann in seinem Roman »Doktor Faustus« die Suizide beider Schwestern so, wie sie passiert sind. Er zitiert sogar wörtlich den Abschiedsbrief seiner jüngsten Schwester.

Dorothy Hale hat noch etwa sechs Stunden gelebt, nachdem die letzten Gäste gegangen waren. Was hat sie, nachdem die Abschiedsbriefe geschrieben waren, bis zum Sprung in die Tiefe getan? Ordnung gemacht? Viele Selbstmörder räumen ihre Wohnung ja vor der Tat sehr sorgfältig auf. Dieser Zwang, geordnet und gereinigt ins Jenseits gehen zu wollen, mutet beinahe wie eine religiöse Handlung an. Das war auch dem Kriminalautor George Simenon aufgefallen, als seine Tochter Marie-Jo, die

so unglücklich in ihren Vater verliebt war, sich mit 25 Jahren in ihrer Pariser Wohnung mit einer Pistole ins Herz geschossen hatte: Alles sei in tadelloser Ordnung und so sauber gewesen, *als hättest du, bevor du fort gingst, eine gewissenhafte Reinigung vorgenommen*. Und so etwas musste Simonon natürlich auffallen, es wäre ja auch seinem Kommissar Maigret aufgefallen.

Am frühen Morgen des 21. Oktober 1938 gegen sechs Uhr, so heißt es im Polizeibericht, muss die 33jährige Dorothy Hale dann aus dem Fenster ihres Appartements im 16. Stock in den Tod gesprungen sein. Frida Kahlo malt ihren Sturz 1939 in drei Phasen. Eine kleine Figur steht oben am Fenster des Hochhauses. Dann fällt sie kopfüber in ein Wolkenmeer hinein, so dass es scheint, als werde sie von Engelsflügeln getragen. Am Ende liegt sie wunderschön und mit offenen Augen ganz unten am Bildrand im schwarzen Samtkleid mit dem gelben Rosentuff. Nur ihr Blut hat den unteren Rand des von Frida Kahlo ausgesuchten Bilderrahmens rot gefärbt.

Dreiundzwanzig Jahre später entsteht Andy Warhols Todessprung eines Mannes, den er »Suicide. Fallen body« nennt, diesen Sprung aus einem Hochhaus. Warhol, der Angst vor Suizid und Tod hatte, machte bis 1965 eine ganze Serie über das Tabuthema. Er verarbeitete darin auch das Life-Magazine-Foto einer jungen Selbstmörderin, die sich 1947 vom Empire State Building gestürzt hatte. Ihr Körper mit dem schönen, unversehrten Gesicht landete am Ende so hart auf dem Dach eines schwarzen Wagens, dass sie im eingedrückten Auto wie in einem Sarg lag. In dieser Zeit schreibt Warhol: *Mir wurde klar, dass alles, was ich machte, mit dem Tod zu tun hatte*.

Der Freitod Prominenter – auch der von Dorothy Hale – ist Schlagzeilen, Geschichten und Hypothesen wert. Aber sonst ist der Suizid noch immer ein Tabu. Über ihn wird geschwiegen. Als der einsame Großvater meiner Schulfreundin gefunden wurde, erhängt auf dem Dachboden seines Sohnes, eines Staatssekretärs in Bonn, bei dem er lebte, war Stillschweigen angesagt. Und der Tod hieß Herzversagen. Dabei ist für den Schriftsteller Jean Améry der Freitod der einzig natürliche Tod. Der Hang zum Freitod sei keine Krankheit, von der man geheilt werden müsse wie von den Masern ... *Der Freitod ist ein Privileg des Humanen*, schreibt er in

seinem Diskurs über den Suizid »Hand an sich legen«. Aber Améry hatte ein schweres Schicksal hinter sich, hat Folter und Auschwitz überlebt, aber nicht verkraftet. Vielleicht war deshalb der Freitod für ihn der einzig natürliche Tod. 1978 hat er sich in einem Hotelzimmer mit Schlaftabletten umgebracht.

Für alle unbeteiligten Menschen ist ein Suizid etwas Spannendes, Spektakuläres, Mutiges, Geheimnisvolles und Rätselhaftes, auch, wenn die Motive und akuten Anlässe seit Urzeiten dieselben sind: Scheitern, Schande, Angst, Liebeskummer, Eifersucht, Melancholie, Depression, Lebenskehl, Demütigung, Betrug, Potenzverlust oder Krankheit. Und oft wird nach einem Suizid gefragt, ob man den Selbstmörder nicht hätte retten können, wenn man auf bestimmte Signale geachtet hätte. August Strindberg, der Autor von »Totentanz«, der seit seiner Jugend viele Male versucht hat, freiwillig aus dem *Elend* zu gehen, schreibt, dass man all diese Reden, es sei mutiger, zu leben, als den Tod zu suchen, einstellen soll. *Bezeichne den Selbstmörder immer als einen Unglücklichen*, schreibt er, *und damit ist alles gesagt!*

Wolfgang Herrndorf ist wohl der erste Schriftsteller, der über seinen unheilbaren Tumor im Kopf und seinen beschlossenen Suizid öffentlich und bis zum Ende in seinem Blog »Arbeit und Struktur« geschrieben hat. Über Tränen und Träume, Operationen und Chemotherapien und das Verlöschen seiner Energie, über Todesangst und gewünschte Lebenszeit, schlaflose Nächte, Untersuchungen, Zusammenbrüche und immer mit der Frage im Kopf: Wie lange noch? Und wird der Absprung rechtzeitig gelingen? Übungen an der erstandenen Waffe, einer 357er Smith & Wesson. Die *gelöste Frage an der Exitstrategie hat eine so durchschlagend beruhigende Wirkung auf mich, dass unklar ist, warum das nicht die Krankenkasse zahlt*. Er schreibt, er liest, er hört, dass Gunter Sachs sich erschossen hat. Er räumt auf. Alle Bücher mit den vielen Notizen am Rand und alle Briefe in die volle Badewanne. Zum Aufweichen und wegwerfen. Da ist es wieder, dieses Bedürfnis nach Ordnung. Und sein Roman »Tschick« ist längst ein Bestseller. *Geld wie Heu auf dem Konto*. Vor Tschick hat er nie Geld gehabt. Jetzt ist es ihm egal. Während er mit der Brötchentüte an der Ampel steht, sieht er neben sich einen unter seinem Schulranzen begrabenen Erstklässler und schaut *in den Himmel*,

damit er mich nicht weinen sieht. Er weiß nicht, dass er sterben wird, er weiß es nicht. Er verabschiedet sich von den Eltern. Er sitzt da und kann nichts sagen, kann ihnen nicht ins Gesicht sehen. Er schläft nur noch mit der Waffe in der Hand. Es ist für ihn ein so sicherer Halt, *als habe jemand einen Griff an die Realität geschraubt.* Alle Koordination kommt aus dem Kopf. Als er merkt, dass er sich nicht mehr auf sie verlassen kann, ist es soweit. Noch einmal in den Wald, *keine Johannesbeeren, dafür Brombeersträucher wie vor Monaten. Liegen bis in die Nacht am Ufer unter Sternen.* Wenige Tage später, am 26. August 2013, erschießt er sich, vielleicht an einem der letztmöglichen Tage, kurz vor Mitternacht in Berlin am Ufer des Hohenzollernkanals.

Ein Freitod kann aber auch impulsiv und eruptiv sein. Am 12. September 2013 springt der Schriftsteller Erich Loest mit 87 Jahren aus dem zweiten Stock des Universitätsklinikums Leipzig. Loest, der sieben Jahre in der DDR schuldlos in Bautzen saß – er nannte das seine *gemordete Zeit* – war mit seiner Autobiographie »Durch die Erde ein Riss« und dem Roman »Nikolaikirche« über alle Grenzen hinweg berühmt geworden. In seinem posthum erschienenen Tagebuch 2011 – 2013 schreibt er nach all den Ehrungen zum 85. Geburtstag: *Gelindes Grausen, nun geht es auf die neunzig zu.* Oh ja, er ahnt, was kommen kann, hat doch Phantasie, weiß doch wie hinfällig er schon jetzt ist und fühlt, wie seine Energie schwindet. *Widerstand zwecklos.* Sein Begräbniswunsch: *Keine Reden, keine Lügen, Champagner!*

Zwei Jahre später liegt Loest im Krankenhaus, täglich liebevoll umsorgt von seiner Lebensgefährtin Linde Rotta. Ihr erzählt er voller Bewunderung von seinem Vater, der sich einfach hatte sterben lassen, indem er nichts mehr aß. *So muss man es machen,* sagt er. Und Linde Rotta merkt längst, dass auch ihr Mann kaum noch isst und trinkt. Will er sich etwa auch so davon machen? Ja, es geht ihm schlecht. Und immer wieder schießt sein Blutdruck in derart dramatische Höhen, dass die Angst zur Panik wird. Doch auf die Intensivstation will er nicht noch einmal. Hat er sich verboten.

Suizid war kein Tabu für ihn. Als er 2011 hört, dass Gunter Sachs sich mit 78 Jahren erschossen hat, weil er den Verlust der geistigen Kontrolle über sein Leben als würdelosen Zustand empfand, hatte Loest im Tage-

buch notiert: *Respekt*. Nur das Wort Selbstmord wollte er nicht gelten lassen. Es sei zu religiös belastet, *angeblich fährt der Selbstmörder stracks in die Hölle*. Freitod war sein Wort. Und bei Schmerzen, Einsamkeit und auswegloser Krankheit sollte man *stärker als bisher die Möglichkeit haben, sich aus eigenem Entschluss zu verabschieden*.

Er nutzt die Möglichkeit, die sich ihm bietet. Er springt aus dem zweiten Stock seines Krankenzimmers. Ein Polizist in Zivil sagt der herbeigerufenen Lebensgefährtin, dass ihr Mann sich kurz vor 18 Uhr aus dem Fenster gestürzt habe. Linde Rotta ist fassungslos. Um 17 Uhr hat sie ihm doch noch eine Scheibe Brot in kleine Stücke geschnitten. Ein paar Bissen hatte er sogar genommen. Vielleicht nur ihr zuliebe, aber egal. Aufstehen wollte er nicht, zu schwach, nur am Bettrand wollte er sitzen. Aber sie fand, dass er wacher und aufmerksamer war als am Tag zuvor. So ist sie denn ganz froh und erleichtert mit dem Taxi nach Hause gefahren. Und nun soll er tot sein? Aus dem Fenster gesprungen? Wie kann das sein. *Erich*, schreibt Linde Rotta im Nachtrag seines Tagebuchs, *litt an schier hysterischer Höhenangst*. Und wie ist er, schwach wie er war, überhaupt auf das Fensterbrett gekommen? Dann sieht sie das druckfrische Exemplar seiner letzten Erzählung »Lieber hundertmal irren« auf dem Nachttisch. Sie ist sicher, dass es dort vorhin noch nicht gelegen hat. Und was soll der Stift daneben? Nun ahnt sie, schlägt das Buch auf und liest die Abschiedszeilen für sie mit *Dank für wunderbare Jahre, Dein Erich*. Die Uhrzeit hat er dazu geschrieben: 17.46 Uhr. Also ein paar Minuten vor dem Sprung. Und hier stimmt dann der schöne Satz von Charles Bukowski nicht mehr: *Das Wort ist der Zaubertrank, der uns davor bewahrt, uns umzubringen*. Für Loest war doch das Wort sein Zaubertrank.

Viele Schriftsteller haben sich mit dem Thema Suizid beschäftigt, haben auch daran gedacht, sich umzubringen – und den Gedanken wieder verworfen. So schreibt Max Frisch im März 1973 in sein Berliner Journal: Er denke nicht mehr an Selbstmord, was nicht heiße, dass er nicht im Affekt möglich sei; *aber nur im Affekt, ohne Vorsatz*. Und viele Schriftsteller haben sich schließlich doch umgebracht. Heinrich von Kleist, der wohl den berühmtesten Abschiedssatz geschrieben hat: *die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war*, Georg Trakl, Cesare Pavese, Paul Celan, Walter Hasenclever, Egon Friedell, der am 16. März 1938 – in Angst und

Schrecken vor SA-Männern, die an seiner Wohnungstür nach dem »Jud Friedell« fragten – aus dem dritten Stock sprang, zuvor aber die Fußgänger noch mit einem *Treten Sie zur Seite!* gewarnt hatte. Selbstmörder auch Wladimir Majakowski, Jack London, Walter Benjamin oder Stefan Zweig. Der hatte sich vor den Nazis retten können, war aber heimatlos in Südamerika, war ohne Identität, war ein Fremdkörper in der Fremde. Kurz vor dem gemeinsamen Suizid mit seiner Frau schrieb er ein *Declaração: Ich grüße alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus.*

Viele Schriftsteller haben aber auch Todessehnsüchte in Literatur umgesetzt. Als Goethe vierundzwanzig ist, verliebt er sich in Charlotte Buff, die verlobt ist und ihn zurückweist. Da spielt er mit Suizidgedanken. Er hat ja seinen kleinen Dolch unterm Bett, macht auch ein paar Versuche, sich in die Brust zu stechen, überträgt dann aber seine Liebesqual auf die Leiden des jungen Werther, der sich am Ende erschießt. Und es heißt, dass sich hunderte unglücklich liebende Jünglinge wie ihr Roman-Idol in der Wertherkluft, dem blauen Frack zur gelben Hose, erschossen haben sollen.

Auch der junge Hermann Hesse war kurz davor, sich umzubringen. Er hatte seinem pietistischen Vater geschrieben: *Sehr geehrter Herr! ... darf ich Sie vielleicht um 7 M oder gleich um einen Revolver bitten.* Er, der kleine Welthasser, bedrohte Lehrer und Schulkameraden, kam ins Irrenhaus, zum Teufelsaustreiber und in eine Schule, fern von den Eltern. Da schreibt er einen brutalen Brief an seine Mutter. Er habe sich ein paar Bücher gegriffen, sie in Stuttgart verkauft und für das Geld einen Revolver erstanden. Nun liege das Ding vor ihm auf dem Tisch, und gerade habe er sich entschieden, n o c h nicht zu schießen. Später wird Hesse seinen Schülerroman »Unterm Rad« schreiben. Sein trauriger Held Hans Griebenrath sucht sich im Wald einen Baum aus, prüft einen Ast, ob der auch hält, und sitzt oft Stunden unter seinem Rettungsbaum. Doch er geht am Ende ins Wasser und treibt *kühl und still und langsam im dunklen Flusse talabwärts.*

Wie Ophelia in Shakespeares »Hamlet«. Und da sagt dann einer der beiden Totengräber, sie sei doch eine Selbstmörderin, hätte sich ertränkt, könne also kein christliches Begräbnis bekommen. Da sagt der andere: Ja,

wenn ein Mensch ins Wasser geht, ist er ein Selbstmörder und darf nicht christlich bestattet werden. *Aber wenn das Wasser zu ihm kommt, und ihn ertränkt, so ertränkt er sich nicht selbst.* Ophelia ist also, wie so viele Selbstmörder, in den Tod hineingezogen worden.

Ein Selbstmord, schreibt Albert Camus, bereite sich in der Stille des Herzens mit demselben Anspruch vor wie ein bedeutendes Werk. Der Mensch selbst wisse nur nichts davon. *Eines Abends erschießt er sich oder geht ins Wasser.* Das tat Paul Celan. Er stieg unbemerkt in die Seine und ertrank. *Wo Wasser ist, kann man noch einmal leben, / noch einmal mit dem Tod im Chor die Welt herübersingen ...* Das tat Virginia Woolf, als sie fürchtete, wahnsinnig zu werden, das tat auch die Mutter von René Magritte.

Durch ihren Freitod erst werden seine frühen Bilder interessant. Die Familie lebte im Belgischen Châtelet. Gleich hinter ihrem Haus verlief die Sambre, ein düsterer Fluss, auf dem Last- und Kohlschiffe fuhren. Régina Magritte mit dem schwermütigen Blick fühlte sich vom Tod angezogen und hatte schon viele Selbstmordversuche gemacht. Einmal war sie in den Keller gestiegen und wollte sich im Wassertank ertränken. Ihr Mann Léopold Magritte sah keinen anderen Ausweg, als sie zum Schlafengehen in ihrem Zimmer einzuschließen. Doch in einer Nacht im Februar 1912 war sie verschwunden. Man fürchtete, sie hätte sich in die Sambre gestürzt, denn es gab frische Fußspuren bis zur nächsten Brücke. Doch erst 17 Tage später wurde ihre Leiche im Wasser gefunden. Die Strömung hatte ihr Gesicht gnädig mit ihrem Nachthemd verhüllt. René ist damals 12 Jahre alt. Vielleicht hat er die Mutter sogar gesehen, deren geschundener Körper einen Tag im Haus gelegen hat. Und natürlich hat er gehört, wie das Nachthemd sich um ihren Kopf geschlungen hatte.

So gibt es denn seit 1925 Bilder des großen Surrealisten, die an das Drama erinnern: Da liegen Frauen unter Fischen im Wasser, andere bestehen nur aus einem nackten Unterkörper, es gibt Frauen mit verschleiertem Kopf und Liebende, die sich durch Tücher küssen. Das geheimnisvollste Bild, das dem Suizid der Mutter wohl am nächsten kommt, heißt »Die Träumereien eines einsamen Spaziergängers«. Da taucht Magrittes berühmter Mann im schwarzen Mantel mit Melone zum ersten Mal auf.

Er steht mit dem Rücken zum Betrachter und schaut in einen Himmel, in dem sich die Wolken wie Bleiplatten zusammengeschoben haben, düster, wie Magritte sein *schwarzes Land* nannte. Links ein Fluss, hinten die Brücke, und ganz im Vordergrund – der Spaziergänger kann sie nicht sehen – schwebt eine nackte tote Frau in der Luft.

Suizide sind oft wie Dramen auf der Bühne. Sie erinnern an Romeo und Julia, Othello, Schillers Mortimer, Hedwig in Ibsens »Wildente«, an Moritz aus Wedekinds »Frühlings Erwachen« oder Willy Loman im »Tod eines Handlungsreisenden«. Wenn Sylvia Plath in ihrem Gedicht »Lady Lazarus« schreibt: *Sterben ist eine Kunst, wie alles. / Ich kann es besonders schön*, dann klingt es, als ob die Lyrikerin – die den Vorgang ein paar Zeilen später *theatrical*, also theatralisch, nennt – als ob sie also auf der Bühne steht und vor einem Publikum in der Rolle der Tragödin, die am Ende des Dramas stirbt, all ihr Können ausbreiteten wird.

Im Roman »Die Demütigung« von Philip Roth war Simon Axler einmal ein Bühnen-Star. Ein Großschauspieler, der als Falstaff, Peer Gynt und Onkel Wanja brillierte. Als er sechzig ist, scheitert er mit Macbeth und Prospero, bricht zusammen, will sich umbringen, hängt zwischen Lebensüberdruß und Todessehnsucht, scheint dann aber den Prozess der Selbstauflösung in der Liaison mit einer lesbischen Frau zu überwinden. Doch die verläßt ihn, weil sie nicht der Ersatz dafür sein mag, dass er nicht mehr spielen kann. Und nun kommt der großartige Romanabschluss: Der Gedeemütigte will das einst auf der Bühne Dargestellte jetzt Wirklichkeit werden lassen. Mit der Rolle, die ihn am Broadway berühmt gemacht hat. Mit Tschechows Figur Gawrilowitsch aus der Komödie »Die Möwe«. Gawrilowitsch erschießt sich aus unglücklicher Liebe und im Glauben, gescheitert zu sein. Und so beendet auch Axler sein Leben. Wie damals, kurz vor dem Schlussapplaus auf der Bühne. Aber jetzt mit einer echten Kugel im Revolver: Als die Putzfrau wenige Tage später auf dem Speicher seinen Leichnam findet, liegt neben ihm ein Zettel, auf dem neun Worte stehen: »*Die Sache ist die: Konstantin Gawrilowitsch hat sich erschossen.*« Es sind die letzten Worte aus Tschechows Theaterstück.

Der Zwiespalt zwischen dem Menschen, auch dem Schauspieler und seinem Leben, schreibt Albert Camus, sei eigentlich das Gefühl der Absurdität. Da alle normalen Menschen irgendwann einmal an Selbstmord

gedacht haben, werde ohne weiteres klar, *dass zwischen diesem Gefühl und der Sehnsucht nach dem Nichts eine direkte Beziehung besteht.* Das glaubt auch der große Tolstoi, als seine Anna Karenina sich zwischen zwei Waggons eines fahrenden Zugs in den Tod gestürzt hat. Da lässt er im letzten Teil des Romans den eigentlich sehr glücklichen Familienvater Lewin – Lew Tolstois alter Ego – sagen, dass er dem Selbstmord schon mehrmals so nahe war, *dass er einen Strick versteckte, um sich nicht daran aufzuhängen, und sich fürchtete, mit einem Gewehr umzugehen, um sich nicht zu erschießen.*

Ich habe mehrere Kollegen durch Suizid verloren. Zwei sind aus dem Fenster gesprungen, einer hat Tabletten geschluckt, einer sich vor den Zug geworfen, einer sich aufgehängt, einer sich erschossen. Als Dieter Gütt, der Fernsehjournalist, der seit 1983 stellvertretender Chefredakteur des *Stern* war, an ein paar Redaktionstüren klopfte und sich zu einem kurzen Gespräch setzte, war das schon sehr ungewöhnlich. Gütt war ja der Solitär, der intellektuelle Einzelgänger, ein schwermütiger weißer Ritter, der sich auch durch Fakten seine Meinung nicht zerstören ließ. Und nun kam er einfach vorbei. Erst später erkannten wir, dass es Abschiedsbesuche waren. Wir sprachen über die Wende, weil ich seit dem Mauerfall viel im Osten arbeitete. Eine Wiedervereinigung war für Gütt unvorstellbar. Da gab es seinen Vater, der bei der SS gewesen war. Und da war, unauslöschlich für alle Ewigkeit, Auschwitz. Dieses mörderische Land musste geteilt bleiben! Das war der Preis, der zu zahlen war. Das war seine Haltung. Nur wenige hatten ihn verstanden. Und nun rauschte es Schwarz-Rot-Gold durch West und Ost.

Ein paar Tage vor der Maueröffnung hatte er noch eine Postkarte aus Südfrankreich an den Chefredakteur Michael Jürs, seinen Freund aus frühen Tagen, geschrieben. Sie endete mit den Worten: *Grüße von einem kranken Gemüt.* Am 25. Januar 1990 erschien Dieter Gütts Nachruf auf Herbert Wehner. Seine Witwe sagte mir, dass er mit diesem letzten Artikel seinen eigenen Nachruf geschrieben habe. Da heißt es, nach allen Kompromissen, Zwängen und Unzulänglichkeiten *schwanden die Träume der Jugend: die Gleichheit, die Brüderlichkeit ... Er trat nach eigenem Bekenntnis ab, als keiner mehr zuhörte ... Ein alter Mann im übrigen ist stets ein König Lear. So starb er, unbetrübt.* Vielleicht war die Politik tatsächlich

die Ursache, vielleicht aber auch nur der Anlass zu Gütts Suizid. Drei Tage, nachdem er seinen Text abgegeben hatte, wurde er in seiner Hamburger Wohnung tot aufgefunden.

Es sind diese Geschichten, die seit Jahren geheimnisvoll und verführerisch auf mich gewirkt haben. Aber so, wie viele Angehörige eines Selbstmörders glauben, das Leben des zu Betruernden sei doch auch wieder schön und lebenswert gewesen, so empfinden auch wir das Leben der meisten Schriftsteller und Maler, die in diesem Buch versammelt sind, als beneidenswert. Sie verzaubern uns mit ihrer Magie, ihren Texten, ihrer Lyrik, ihren Bildern, und deshalb sollen sie bleiben, wie wir sie lieben. Aber dann töten sie sich. Was wir als lebenswert empfinden, erleben die Betroffenen als tragisch. Keiner von ihnen würde sein Leben als beneidenswert ansehen.

Die schreibenden und malenden Selbstmörder, die ich ausgewählt habe, konnten aber den Prozess vom erfolgreichen Leben in die Tragik ihres Scheiterns beschreiben. Wir können ahnen, was in ihnen vor sich gegangen ist. Bei vielen wetterleuchtet das Ende schon lange vor der Tat durch ihr Leben. *Selbstmörder*, schreibt Jean Améry, *ist man lange bevor man sich umbringt*. Und dann geht es plötzlich ganz schnell. *Warum begeht man Selbstmord?* fragt Klaus Mann, als sich wieder einer seiner Freunde getötet hat. Weil man die nächste halbe Stunde, die nächsten fünf Minuten nicht mehr erleben will, nicht mehr erleben kann. *Plötzlich ist man am toten Punkt, am Todespunkt. Die Grenze ist erreicht – kein Schritt weiter! Wo ist der Gashahn? Her mit dem Phanodorm! Schmeckt es bitter? Was tut's? Das Leben hat nicht eben süß geschmeckt.*

Und er weiß, wovon er redet. Er weiß, wie eingeengt der Blick eines Selbstmörders im Augenblick der Tat ist. Er hat doch Suizidversuche hinter sich und hat dabei nicht an seinen Übervater Thomas Mann gedacht, der bitter fragte, warum er es der Familie angetan hat. Am Ende wird dem Hochbegabten mit der Todessehnsucht der Suizid ja auch gelingen. Er gehört zu meiner sehr persönlichen Auswahl in diesem Buch, in denen Ungeliebte, Depressive, Melancholiker, Verzweifelte, unglücklich Liebende, Borderliner, Drogensüchtige und solche, die an Krieg und Auschwitz zugrunde gingen, versammelt sind. Alle haben sich mit den Befindlichkeiten auseinandergesetzt, die zu ihrer Selbsttötung führten –

in Erzählungen, Romanen, Briefen, Bildern, Tagebüchern und Gedichten. *Dichter verfügen ... über die Feinfühligkeit für die Wahrnehmung verborgener Seelenregungen*, schreibt Sigmund Freud, *und den Mut, ihr eigenes Unbewusstes laut werden zu lassen*. In vielen ihrer Texte kann der Weg zum unaufhaltbaren Ende verfolgt werden.

Und so werden schließlich Antworten auf die Frage nach dem Warum sichtbar, weil es Schriftstellern gelingt, über ihre Lust und ihre Angst, ihre Zärtlichkeit und ihren Zorn, ihre Liebe und ihre Verzweiflung, ihre Verletzung und ihre Scham, ihren Witz und ihren Hass zu schreiben, auch, wenn wir ihre letzten Gedanken nicht kennen und der Augenblick der Wahrheit ihr Geheimnis bleibt.

Birgit Lahann

ERNST TOLLER

»Wenn ich nur schlafen könnte!«

Die Nanny hebt den Kleinen auf den Leiterwagen, und ab geht's durchs Hoftor. Da kommt das Nachbarkind angelaufen, grüßt Ernst und gibt ihm die Hand. Komm sofort her, ruft ihr Kindermädchen, das ist ein Jude! Da rennt die Kleine davon, und ihr Spielkamerad weint bitterlich, ist nicht zu trösten und weiß nicht, was ein Jude ist.

Ernst, der 1893 geboren wird, ist das jüngste der drei Toller-Kinder. Seine Eltern, die einen Gemischtwarenhandel haben, zählen zum gehobenen Bürgertum von Samotschin, das damals noch zum Königreich Preußen gehört. Ernst treibt sich manchmal im Laden herum. Er sammelt Kaiserbilder. Die stecken in den Schokoladentafeln und sind nicht so leicht zu stehlen. Wenn die Mutter ihn morgens weckt, fragt er: *Geht ein Kaiser auch aufs Klo?* Er werde mit solchen Fragen noch ins Gefängnis kommen, sagt die Mutter. *Also geht er nicht aufs Klo.*

Stanislaus, der Sohn des Nachtwächters, ist sein Freund. Wenn die Kinder auf der Straße ›Polack‹ hinter ihm herrufen, ruft Ernst auch ›Polack‹. Hinter ihm rufen die Kinder *Jude, hep, hep*. Ernst fragt Stanislaus, warum die das schreien. Weil die Juden in Konitz einen Christenjungen geschlachtet und das Blut in die Mazzen gebacken haben, sagt er. Und glaubt er das auch, fragt Ernst. Quatsch, sagt Stanislaus. Aber warum rufen sie es dann, fragt Ernst. *Rufst du nicht auch Polack*, fragt ihn sein polnischer Freund und sagt, dass seine Großmutter erzählt, die Juden hätten den Heiland ans Kreuz genagelt. Wenn Ernst bei Stanislaus zu Hause ist, geht er zu Jesus, der dort an der Wand hängt – *das Herz trägt er offen auf der Brust* – und betet: *Bitte, lieber Heiland, verzeih mir, dass die Juden dich totgeschlagen haben*. Abends im Bett fragt er seine Mutter: *Warum sind wir Juden?* Er soll nicht so töricht fragen, soll lieber schlafen, sagt die Mutter. *Ich schlafe nicht, ich möchte kein Jude sein*, schreibt Ernst

Toller in seinen meisterhaften Erinnerungen »Eine Jugend in Deutschland«.

Eines Abends, heißt es dort, laden Bauern den Arbeiter Julius zum Schnaps ein. Julius ist der meschuggene Armenhändler der Stadt, der von allen Kindern geärgert wird und der trotzdem immer freundlich grüßt. Auch der junge Toller ruft ihm *Tellerlecker* hinterher, weil er täglich von irgendeiner Familie einen Teller Suppe bekommt. Und nun schenken ihm die Bauern Schnaps ein. Kaum ist sein Glas leer, ist es schon wieder voll. Und Julius betrinkt sich, bis er umfällt, bis er sich in epileptischen Krämpfen windet, bis er hilflos zum Bahndamm kriecht und verreckt. Noch in der Nacht hört Toller, der inzwischen aufs Realgymnasium geht, dass Julius tot ist, dass niemand ihm geholfen hat, dass Gassenjungen den Sterbenden noch mit Steinen beworfen und mit Wasser übergossen haben. *Ich bin zum ersten Mal der Grausamkeit der Welt begegnet, schreibt Toller, ich fasse das Tun der Menschen nicht, sie könnten gut sein, ohne Mühe, und sie freuen sich am Bösen.*

Dieser Tod ist das Urerlebnis, das Tollers künftiges Leben prägen wird, das ihn zum unerbittlichen Kämpfer für Gerechtigkeit macht. Toller! Das klang wie Schiller! Und leidenschaftlich wie der wird er Elend, Unrecht, Not und Folter geißeln, wird mit Pathos und Melancholie Reden halten, wird mit seiner schönen, dunklen Stimme die Menschen rühren und ihre Geldbörsen öffnen für alle Bedürftigen der Welt. Tollers Freund, der Schriftsteller Walter Mehring, schreibt: *Er hatte ganz das Zeug zu einem Danton einer Deutschen Revolution.*

Doch vor der Revolution kommt der Krieg. Und für den meldet sich der Student 1914 freiwillig. Dabei geht es ihm in Grenoble, *im Lande des ›Erbfeindes‹*, ganz prächtig. Zum ersten Mal kann er machen, was er möchte. Kann die Vorlesungen schwänzen, die er seicht und langweilig findet, kann sich in Bars herumtreiben und Absinth trinken, der ihm nicht schmeckt, aber er kommt sich dabei *sehr lasterhaft vor*. Er kann auch den ganzen Tag im Café sitzen, wie die Franzosen seinen Hut aufbehalten und denken: *Voilà, das ist die verruchte Grande Nation*. Und in der Universität hört er Jura und Philosophie, liest Nietzsche, Dostojewski und Tolstoi. Und dann wird in Sarajewo der Österreichische Thronfolger ermordet.

Toller fährt zurück nach München. Im Englischen Garten gucken Leute auf seinen Hut. Das ist ja ein französischer Hut! Er ist ja ein Franzose! Toller steht auf und geht. Man verfolgt ihn, zeigt mit dem Finger auf ihn, ruft: Ein Franzose! Er rennt nun, stößt auf einen Schutzmann, zeigt ihm seinen Pass. Nein, der Mann ist kein Franzose, sagt der Schupo. Die Meute geht widerwillig auseinander.

Der freiwillige Toller fährt über Metz der Front entgegen. Er wird in der Knochenmühle Verdun, oft an vorderster Linie, das ganze Elend des Krieges erleben. Er schläft mit den Kameraden in schlammigen Unterständen, *an unserem Brot nagen die Ratten, an unserem Schlaf der Krieg und die Heimat*. Die Toten lehnen sie einfach an die Grabenwände. Wenn Toller gebückt durch so einen offenen Stollen schleicht, weiß er nicht, ob er an Toten oder Lebendigen vorbeigeht. *Hier haben Leichen und Lebende die gleichen graugelben Gesichter*. Stinkende Menschenhaufen mit zerrissenen Armen, Beinen und aus Bäuchen quellenden Gedärmen werden mit Kalk überschüttet. Eines Nachts hören sie Schreie, Schmerzensschreie, die langsam leiser werden, zwei Nächte geht das so, sie halten sich die Ohren zu, um das Gewimmer des Sterbenden nicht mehr hören zu müssen. Doch das hat sich längst in ihren Köpfen festgekrallt. *Der Schrei lebt für sich, er klagt die Erde an und den Himmel*. Als der Kaiser kommt, müssen alle, die noch eine saubere Uniform tragen, vortreten. Das sind die Köche, die Schreiber und die Burschen der Offiziere. Sie üben Strammstehen und bekommen eiserne Kreuze an die Brust. *Frontschweine haben da nichts zu suchen*. Und alle müssen ihre scharfe Munition abgeben. Der Kaiser soll ja nicht von einem Durchgeknallten erschossen werden.

Dreizehn Monate verbringt Toller an der Front. *Helden werden Opfer, Freiwillige Gekettete, das Leben ist eine Hölle, der Tod eine Bagatelle*. Er kann an keinem Toten mehr vorbeigehen, ohne in dessen Gesicht zu sehen, das kurz zuvor noch lebendig war. *In dieser Stunde weiß ich, dass ich blind war, weil ich mich geblendet hatte, in dieser Stunde weiß ich endlich, dass alle diese Toten, Franzosen und Deutsche, Brüder waren, und dass ich ihr Bruder bin*. Toller wird krank. Herz und Magen und die Psyche sind beschädigt. In Straßburg wird er viele Wochen im Lazarett gepflegt. Er wird als kriegsuntauglich entlassen.

Er darf nach München und studieren, Staatsrecht, Philosophie, Literatur. Und nur keine Zeitungen lesen, und nicht an den Krieg denken, versuchen zu vergessen. Am liebsten hört er Theaterwissenschaft bei Arthur Kutscher. In seinen Seminaren lesen Max Halbe, Frank Wedekind oder Thomas Mann aus ihren Werken. Einmal ist Toller beim »Zauberer« zum Tee geladen, *meine Rocktasche ist mit Dutzenden von Gedichtmanuskripten vollgestopft*. Und Thomas Mann lobt den jungen Poeten, der natürlich auch vom Ruhm träumt und dabei ist, sein erstes Drama zu vollenden – »Die Wandlung«.

Es ist die Geschichte vom Bildhauer Friedrich, einem Juden, der assimiliert sein möchte, ein alter ego von Toller. Er zieht als Patriot in den Krieg, stürzt sich mit größtem Mut an die vorderste Front, durchtanzt einen Alptraum mit Sterbenden und Skeletten, überlebt den gigantischen Ausbruch von Gewalt, überlebt seine Kameraden und wird nun als ihresgleichen dekoriert. Aber so hat er sich seinen Sieg nicht vorgestellt. Der Tanz durch die Wirklichkeit geht weiter. Die Geschundenen, Irren, Krüppel, Hungernden, Verblödeten, Vergewaltigten klagen an und bereiten Friedrichs Wandlung vor: Er hat begriffen, dass die Welt verändert werden muss. Wie ein Heilsbringer hält er am Ende eine flammende Rede: *Nun geht hin zu den Machthabern und kündet ihnen mit brausenden Orgelstimmen, dass ihre Macht ein Truggebilde sei ...*, und er verspricht ein freies Land – durch Revolution. Im September 1919 ist die Uraufführung. Fritz Kortner wird mit der Rolle des Revolutionärs berühmt werden, der Theaterpapst Alfred Kerr wird das kraftvolle Drama bejubeln, und das Premierenpublikum bringt dem Autor Ovationen dar. Doch Toller ist nicht anwesend. Er sitzt zu der Zeit als Hochverräter im Gefängnis. Und das kam so:

Toller und viele seiner vom Krieg gezeichneten Freunde wollen Vorbilder, die anders sind. Max Weber ist anders. Der Soziologe ist gegen den Obrigkeitsstaat und für Demokratie. Der Kaiser ist für ihn ein dilettierender Fatzke. Das ist der Ton, den sie hören wollen. Der Dichter Richard Dehmel, der verstört aus dem Krieg zurückkommt, sagt zu Toller: *Gehen Sie Ihren Weg, auch wenn die Welt Sie verfolgt und befiehlt*. So stürzt sich Toller in das Abenteuer Politik, hält glühende Reden gegen Justizmorde, gegen verbrecherische Militärs, für die betrogene deutsche Jugend, die

von ihren Vätern verraten wurde. Er will das Lebendige durchdringen, in welcher Gestalt es sich auch immer zeigt, er will es mit Liebe umpflügen, aber er will auch das Erstarrete, wenn es sein muss, umstürzen, *um des Geistes willen*.

Wer ihn hört, ist betört. Für seinen Freund, den Autor Ernst Niekisch, ist der Feuervogel mit den dunklen Augen, dem stahlblau schimmernenden Haar und der melodiosen Stimme *ein bezaubernder Apoll*, der durch seinen Charme bestrickt. Walter Mehring schreibt, er habe ihn eigentlich nie anders gekannt als bis über beide Ohren verliebt: in die Freiheit, in einen Dramenentwurf, in die charmantesten, elegantesten Damen der Elite; *und wie begehrt war bei ihnen sein trotziger Rebellenkopf*. Else Lasker-Schüler schreibt ein Lied für ihn in der »Weltbühne«:

*Er ist schön und klug
Und gut.
Und betet wie ein Kind noch:
Lieber Gott, mach mich fromm,
Dass ich in den Himmel komm.*

*Ein Magnolienbaum ist er
Mit lauter weißen Flammen.
Die Sonne scheint –
Kinder spielen um ihn
Fangen.*

Ja, er ist ein *Homme à Femme*. Die Frauen bewundern ihn, laden ihn ein, schreiben ihm Liebesbriefe. Doch die Frau, die er wenige Jahre vor seinem Tod heiraten wird, die blutjunge, bildschöne Schauspielerin Christiane Grautoff, schreibt in ihren Erinnerungen: *Er wollte die Menschheit glücklich machen. Nicht einzelne, noch weniger einen*. Und von ihr, glaubt sie, sah er womöglich nur das kurze blonde Haar. Wie könnte sie ihn aus dem Himmel seiner Menschenliebe zu sich herunterholen? Es sei diese Liebe, diese echte Liebe für die Menschheit gewesen, die ihn von anderen trennte und auch von ihr selbst.

Toller hält 1918 Ansprachen für die Massen auf der Theresienwiese, er wird beklatscht und – verhaftet. Sitzt Monate im Militärarrest, liest

dort die Werke von Marx, Engels, Lassalle, Bakunin, Rosa Luxemburg und schreibt: *Jetzt erst werde ich Sozialist*. Die Zellen sind verschmutzt und verwanzt. *Wir essen Kriegsbrot mit Kleie vermischt, Kohlrübensuppe, Kohlrübenmarmelade, Kohlrüben Gemüse*. Jeden Tag wird er vernommen. Er soll ein Protokoll unterschreiben. Das ist nicht sein Text. Er weigert sich. Am Ende unterschreibt der Kriegsgerichtsarzt. Und Toller, gezeichnet von Hunger und Krankheit, kommt ins Militärlazarett.

Die bürgerliche Mutter ist entsetzt über ihren Sohn, der für die Arbeiter kämpft. Er muss verrückt geworden sein, sagt sie, will ihm helfen und veranlasst, dass er in einer psychiatrischen Klinik untersucht wird. Also im Irrenhaus. Dort ist er einem Wärter ausgeliefert. Er weiß, dass er nicht schreien und nicht toben darf, sonst ist er verloren. Und die Türen haben keine Klinke. Er wird in einen Saal geführt, *in dem zwanzig oder dreißig ›unruhige‹ Irre liegen, ich muss mich in ein Bett legen, ich beginne, an meiner Vernunft zu zweifeln*. Zwei Tage später wird er verlegt, kommt in den Saal, in dem die Melancholiker liegen. *Aus dreißig Betten starren schweigend zerbrochene Augen in das Grab der eigenen Finsternis*. Der Direktor beschimpft ihn. Der Krieg werde gewonnen, brüllt er, denn Deutschland brauche neuen Lebensraum. Und er, Toller, sei Schuld, dass Paris noch nicht erobert sei! Dann gibt er Order, dass der Kerl entlassen werden soll.

In München bietet Toller sich dem Sozialisten Kurt Eisner an, der im November 1918 die Revolution in Bayern anführt, den König verjagt und den »Freistaat« ausruft. Er wird der erste Ministerpräsident, Toller der zweite Vorsitzende der neuen Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte. Er fährt nach Bern zum Kongress der Internationale. *Nie mehr würde es den Herren des Kapitalismus gelingen, Kriege zu entfachen und Werktätige zu blenden*, schreibt er und macht einen kleinen Abstecher nach St. Moritz, wo die Jeunesse dorée *mit Brillanten und Perlen behängt* ein Theaterstück über Völkerfrieden und Versöhnung spielt, *Gespenster und Lemuren einer wesenlosen Zeit*. Als er wieder in München ankommt, ist Kurt Eisner tot. Erschossen.

Die Räterepublik wird ausgerufen. Auf dem Wittelsbacher Palais weht die rote Fahne. Toller wird zum Vorsitzenden des Zentralrats bestimmt. Im Vorzimmer drängeln sich Bürger, die ihre kuriosen Wünsche vortra-

gen: *Ein Mann will, dass man seinen Hauswirt zwingt, ihm die Miete zu erlassen.* Und eine Partei revolutionärer Bürger hatte sich gebildet und forderte die Verhaftung aller persönlichen Feinde, früherer Kegelbrüder und Vereinskollegen.

Kurz darauf putschen die Kommunisten gegen die Räteregierung, Toller wird Abschnittskommandant der Roten Armee an der Front vor Dachau. Er sorgt dafür, dass am Eisner-Mörder und einem SPD-Führer keine Lynchjustiz geübt wird, er befreit politische Gefangene. Als Freicorps und Reichstruppen anrücken und München erobern, muss er sich verstecken, denn auf seinen Kopf sind nun 10 000 Mark Belohnung wegen Hochverrats ausgesetzt. Sein Steckbrief mit Foto hängt an allen Litfasssäulen: *Toller ist von schwächtiger Statur und lungenkrank; er ist etwa 1,65 – 1,68 m groß, hat mageres, blasses Gesicht, trägt keinen Bart, hat große braune Augen, scharfen Blick, schließt beim Nachdenken die Augen, hat dunkle, beinahe schwarze wellige Haare, spricht schriftdeutsch.*

Ein Freund besucht ihn im Versteck. *Deine Leiche liegt im Schauhaus,* sagt er. *Meine Leiche?* fragt Toller. Der Freund reicht ihm die Zeitung. Vom Chauffeur identifiziert, steht da. Der habe vor Rührung geschluchzt. *Ich lese die Nachricht von meinem Tode und denke an meine alte Mutter,* schreibt Toller. Auch sie hatte die Nachricht gelesen, hatte die Spiegel verhängt und drei Tage lang auf einem Schemel gehockt, *sie trauerte um den Sohn, am vierten Tag erfuhr sie, dass ich noch lebe.* Immer wieder muss er sein Versteck wechseln. Kann Rainer Maria Rilke ihn nicht aufnehmen? Die beiden kennen sich doch. Geht nicht, sagt der Dichter betrübt. Sein Haus sei schon zweimal durchsucht worden. Der Maler Lech wird ihn aufnehmen. Aber wie kommt er da hin? Sein Bild klebt an allen Straßenecken. Ein Schauspieler hilft. Der schminkt ihn, pudert ihm die Haare weiß, und ein *soignierter Herr,* schreibt Toller, *sichtlich Rückenmäcker, mit leichtem Knickschritt* macht sich auf den Weg ins Gartenhaus nach Schwabing.

Wer will sich nicht 10 000 Mark verdienen? Plötzlich will jeder Toller irgendwo gesehen haben. Ein Kriminalbeamter, fälschlich für den Gesuchten gehalten, wird erschossen. Der echte ahnt nun, was ihn erwartet. Mit Wasserstoffsperoxyd entfärbt er seine Haare. Sie sind jetzt eher rot als blond. Eines Abends kommt eine Frau zum Maler. Sie sei Parteimit-

glied, könne Toller aus der Stadt bringen, sie habe schon vielen geholfen. Toller kommt aus seinem Versteck hinter der Tapetentür hervor. Er ist einverstanden. Aber die Frau ist eine Denunziantin. Am nächsten Morgen wird er verhaftet. Und fotografiert. *Später bringen die Zeitungen das Bild mit retouchierten wulstigen Lippen und stechenden ›Verbrecheraugen‹*. Das Urteil: Fünf Jahre Gefängnis in der Festung Niederschönenfeld.

Hier, in der Zelle 83, wird der Häftling Nr. 44 zum Dramatiker. »Die Wandlung«, die in den ersten Haftwochen in Berlin bejubelt wird, macht Toller über Nacht zum Dichterjüngling, der die Menschheit erlösen wollte und dafür nun im Gefängnis schmachtet. Vieles muss er nachts bei Kerzenlicht auf Klo- und Packpapier schreiben. *Wenn mich Erlebnisse gequält haben, treibt es mich, ein Drama zu schreiben, ein Werk zu bilden, wie im Fieber*. So ist denn das zweite Stück, »Masse Mensch«, Ende 1919 fertig. Jetzt ist eine bürgerliche Frau seine revolutionäre Heldin. Ihr Mann, der an der Börse arbeitet, will sich scheiden lassen, weil sie sich mit dem Proletariat verbündet hat. Nachts träumt sie von einem infernalischen Tanz der Börsenspekulanten, die Krieg entfachen und mit Giftgas prächtige Geschäfte machen. Da ruft sie die Massen zum Streik auf. Im nächsten Traum sieht sie, wie ihr Mann von Revolutionären erschossen wird. Da sagt sie sich von den Massen los, weil Gewalt nur neue Gewalt erzeugt. Sie wird als Rädelführerin verhaftet. *Wer Masse aufwühlt, wühlt die Hölle auf*, sagt ihr Mann, der sie in der Zelle besucht. Doch sie erklärt ihm, dass er und seine Banker die Hölle ja errichtet haben. Für diese Erkenntnis und ihre Schuld geht sie in den Tod.

An der Wand seiner Zelle flirren Sonnenlichter. Zwei eirunde Flecke haben sich gebildet, und er fragt sich: *wie sähe der Mensch das Leben, den der Krieg entmann hat ...? Minuten später schreibe ich die Fabel zu meinem Drama ›Hinkemann‹*. Und dieses Drama wird zu einem Skandal. Dem arbeitslosen Kriegsheimkehrer Eugen Hinkemann wurden die Genitalien weggeschossen. Der *Heldenschuss einer verfluchten Kreatur* hat ihn zum Krüppel, zum Gespött gemacht. Grete Hinkemann betrügt ihren Mann mit seinem Freund und bekommt ein Kind. Und Hinkemann, der von der kläglichen Rente nicht leben kann, verdient sich ein Zubrot auf dem Rummelplatz. In einer Schaubude beißt der scheinbar starke deutsche Mann Ratten und Mäusen die Kehle durch. Als Grete ihn so da-

stehen sieht, ist sie voller Mitleid. *Wie habe ich an dem Mann gehandelt! Was konnte er für den Schuss.* Sie will zurückkommen. Als Hinkemann das ablehnt, stürzt sie sich aus dem Fenster in den Hof hinunter. Man bringt ihm die Leiche hoch. *Und ich steh noch hier, ich steh hier, kolossal und lächerlich,* sagt Hinkemann und knüpft Bindfäden zu einem Strick zusammen.

Das ist für viele Zuschauer eine Beleidigung aller Kriegsoffer. In Berlin, wo Heinrich George den Hinkemann spielt, finden die Aufführungen unter Polizeischutz statt. In Dresden plündert ein völkischer Kerl die Wohlfahrtskasse, kauft achthundert Karten für junge Nationalsozialisten, drückt allen einen Zettel mit Stichwörtern in die Hand: Wenn die fallen, kann's losgehen. Die Sätze fallen in der zweiten Szene, und schon beginnt das Pfeifkonzert und achthundert Kehlen grölen das Deutschlandlied. Ein Mensch im ersten Rang erleidet einen Herzanfall. Als man die Rowdys um Ruhe bittet, guckt sich einer den Sterbenden an und brüllt ins Parkett runter: *Es ist nur ein Jud.* Da toben die Nazis weiter. *Ich denke an meine frühe Jugend, schreibt Toller, an den Schmerz des Knaben, den die anderen Buben ›Jude‹ schimpften, an mein kindliches Zwiesgespräch mit dem Bild des Heilands, an die schreckliche Freude, die ich empfand, wenn ich nicht als Jude erkannt wurde, an die Tage des Kriegsbeginns, an meinen leidenschaftlichen Wunsch, durch den Einsatz meines Lebens zu beweisen, dass ich Deutscher sei, nichts als Deutscher.* Er ist entsetzt über die Nationalsozialisten, über deren Rassenhochmut, über Sätze wie: Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein. Er sei ja auch nicht stolz darauf, braune Augen zu haben. Und *wenn ich mich fragte, wohin ich gehöre, ich würde antworten: eine jüdische Mutter hat mich geboren, Deutschland hat mich genährt, Europa mich gebildet, meine Heimat ist die Erde, die Welt mein Vaterland.*

Im Juli 1924 war Toller aus der Haft entlassen worden. Ein Tag von fünf Jahren wurde ihm geschenkt. Er ahnt den Grund. Man wollte nicht, dass er vor dem Gefängnistor mit Jubel empfangen wird. Er darf sich von niemandem verabschieden, muss sich splitternackt ausziehen, Körper, Wäsche, Anzug werden peinlichst durchsucht, Kriminalbeamte begleiten ihn zum Bahnhof, wo schwerbewaffnete Gendarmen stehen. *Warum so viel Ehre?* fragt Toller. Weil ein Attentat auf ihn geplant sei, lügen sie.

Dann wird er in einen Zug Richtung Thüringen verfrachtet. Bloß raus mit ihm aus Bayern. Erst an der sächsischen Grenze verlassen seine Bewacher den Zug. *Ich stehe am Coupéfenster und blicke in die Nacht des vertrauten Firmaments.* Nein, er hat sich *in der trostlosen Verlassenheit* seiner Zelle nie allein gefühlt. Er hat die Sonne gehabt, den Mond, den Wind, das Gras im Frühjahr, die Steine im Hof, Kameraden, ein Schwalbenpaar, das bei ihm genistet hat, und den Glauben an die Gerechtigkeit. *Ich bin dreißig Jahre. Mein Haar wird grau. Ich bin nicht müde.*

Die nächsten achteinhalb Jahre werden vielleicht die glücklichsten in Tollers Leben. Drei Tage nach seiner Entlassung sieht er zum ersten Mal ein Stück von sich: Hinkemann in Berlin. Berlin wird sein neuer Wohnsitz. Von hier aus startet er wie ein Komet in die Welt, denn alle wollen ihn reden hören, den sanften Rebellen, zahlen hohe Honorare für seine Vorträge über Justiz, Theaterzensur, Bühnenrevolution oder die Räterepublik. In Moskau sieht er seine Komödie »Der entfesselte Wotan«, zwei Monate später fährt er zur deutschsprachigen Erstaufführung nach Prag, im März fliegt er nach Palästina, im Dezember geht's zum PEN-Club nach London, im Februar 1926 inszeniert Jürgen Fehling den »Wotan« in Berlin, Toller immer dabei, im Herbst steht Frankreich auf dem Programm, es folgen Lesereisen durch Österreich, Dänemark, Norwegen. Und wieder folgt ein neues Stück, eine wilde Szenenfolge über die Weimarer Republik, »Hoppla, wir leben!« In dieses Leben kommt ein Gezeichnete, der acht Jahre im Irrenhaus war. Für ihn ist die Zeit stehen geblieben, er kennt sich nicht mehr aus in einem Land, wo Verrat, Bestechung und Korruption blühen. Erwin Piscator inszeniert das Drama 1927 am Berliner Nollendorfplatz als furiose Revue -hochmodern und avantgardistisch.

Und Toller reist weiter nach Afrika und Italien, nach Mexiko und in die USA. Fünfunddreißig gut bezahlte Auftritte hat er dort als Redner. Er spricht mit Akzent, aber sein Englisch ist gut. Und manchmal passiert es, dass sie ihn nach einer Lesung auf Händen tragen. *Er war ein Liebling in europäischen und amerikanischen Salons und voller Todeslust*, schreibt der Schriftsteller Hermann Kesten, er war *der Freund von Millionären und von Arbeitslosen, einsam und populär.* Als Kesten mit ihm durch Tripolis spaziert, kommt ein arabischer Chauffeur auf sie zu,

drückt Toller die Hand und jubelt: ›Sie sind Toller!‹ Im Londoner Osten gehen die beiden in einen Pub, und über die Bar hinweg gibt der Kellner ihm mit einem ›Genosse Toller!‹ die Hand. Dasselbe passiert in einem Pariser Café: Ah, vous êtes Tollèr! *Russen bewunderten ihn*, schreibt Kesten weiter, *chinesische Intellektuelle schwärmten von ihm, spanische Republikaner liebten ihn, und abgebrühte amerikanische Journalisten ließen sich von ihm rühren*. In Taormina sollen italienische Geheimpolizisten – die Toller im Auftrag Mussolinis bewachen sollen – aus seinem Schwalbenbuch zitiert haben. Und Ludwig Marcuse erzählt, dass Toller sich in Taormina – nach dem ersten Schock – sogar einem leibhaftigen Hohenzollernprinzen gegenüber recht gesittet verhalten habe.

Zu dieser Zeit steht die blutjunge Schauspielerin Christiane Grautoff in Berlin mit Fritz Kortner auf der Bühne. Die Kleine ist Max Reinhardts Wunderkind. Eines Tages schleppt eine Kollegin das hübsche Ding mit in Tollers Wohnung. Eigentlich will Christiane das nicht. Das sei doch ein Linker, sagt sie, vielleicht sogar ein Kommunist, und Kommunisten sind bei ihr zu Hause unerwünscht. Sie heult sogar, aber das Taxi steht schon draußen, und so geht sie mit. Die beiden sitzen dann in Tollers kleiner Wohnung mit dem winzigen Arbeitszimmer auf einem kleinen Sofa und trinken Cinzano. *ETs Augen waren unendlich traurig*. Das ist der Eindruck, den Christiane von der kurzen Begegnung mitnimmt.

Am nächsten Tag sieht er sie abends im Theater. Anschließend essen beide im »Horcher«, dem Prominenten-Restaurant in der Lutherstraße, in dem Fritz Massary, Richard Tauber und Franz Werfel Stammgäste sind. Sie möchte anschließend noch mit ihm weiterziehen, aber das will Toller nicht, sie habe keine Ahnung, wie viele Feinde er habe. *Ich kann mich doch nicht mit einem minderjährigen Mädchen sehen lassen, wo denkst du hin*. Es ist Anfang 1932, und Toller ist längst hellstichtiger als die meisten Politiker. Nicht nur Demokraten, auch Sozialisten und Kommunisten finden, dass dieser Hitler ruhig mal regieren soll, *dann werde er am ehesten ›abwirtschaften‹*. Welch ein Irrtum! Sie würden bald sehen, dass der Faschismus eine ansteckende Krankheit ist, eine Seuche, die Krieg und Untergang bedeutet: *Diesmal wird die Phrase Wahrheit: Die Uhr zeigt eine Minute vor zwölf*, schreibt er Silvester 1931.

Christiane ist heillos verliebt und besucht Toller nun oft in seiner

Wohnung am Fehrbelliner Platz. Sie erzählt, was sie alles gelesen hat, dass sie Rilke deklamieren kann und ihn, Toller, natürlich auch. *Ich schwamm in seinen Gedichten herum wie in einem Teich. Aber ET und ich hatten eine sehr seltsame Beziehung zueinander. Sie war völlig platonisch. Erstens war ich wirklich noch minderjährig, und zweitens hatte ET Angst vor Jungfrauen.* Bevor er zu einer Lesereise in die Schweiz aufbricht, sagt er zu Christiane, dass er Telegramme an sie mit ›Tante Else‹ unterschreiben würde. Wieso? Ach so. Als dann in der Nacht zum 28. Februar 1933 der Reichstag brennt, ist ihm der Weg nach Berlin versperrt. Die Nazis brechen mit Haftbefehl in seine Wohnung ein und können ›nur‹ noch seinen Besitz konfiszieren. Toller ist damit dem sicheren Tod entgangen.

Seine Bücher aber sterben in Deutschland am 10. Mai, brennen lichterloh auf dem Scheiterhaufen am Berliner Opernplatz. Er schreibt einen offenen Brief an Goebbels. Der endet nach einer Anklage so: *Sie sprechen viel von der Feigheit Ihrer Gegner. Wir versprechen Ihnen, dass Ihre Verfolgungen uns härter, Ihr Hass uns reifer, Ihr Kampf uns kämpferischer machen werden. Wir sind nicht schuldlos an unserem Schicksal, wir haben viele Fehler begangen, der größte war unsere Langmut. Wir werden, dank der Lehre, die Sie uns gaben, unsere Fehler überwinden. Und das ist Ihr Verdienst.*

Für Toller beginnt nun die Zeit des Exils, der atemlosen Reisen, der Ängste, der schlaflosen Nächte, der Sitzungen beim Psychiater. Und Christiane fährt nach einem Telegramm von ›Tante Else‹ Hals über Kopf, ohne Mantel, nur im dicken Kostüm, in die Schweiz. Zu ihm. Sie will bei ihm bleiben, will ihn heiraten. *Es war Januar 1934. Ich war siebzehn Jahre alt. ET war einundvierzig.* In Zürich verleben sie eine glückliche Woche im »Baur au Lac«, gehen in feinen Restaurants essen, er mochte den Luxus ja, war immer elegant angezogen, liebte schöne Hemden mit Manschettenknöpfen. Christiane erinnert sich aber auch schon in dieser Zeit, dass Toller unter Depressionen litt, dass er manchmal nur so dasaß und aus dem Fenster starrte, dass er einmal sogar mit seinem Revolver gespielt hat und dann doch nicht abdrücken konnte.

Toller und seine hübsche Freundin reisen im Frühsommer nach London. Er ist dort Mitbegründer des Deutschen Exil-PEN und arbeitet mit Hermann Kesten an einer Ausgabe seiner Gefängnisbriefe. Im

Spätsommer fährt er nach Leningrad zum sowjetischen Schriftstellerkongress. Seinen Freunden wird er erzählen, dass er vierundzwanzig Stunden mit einem Rasiermesser in der Hand in seiner Kabine verbracht hat, als das Schiff durch den Kieler Kanal fuhr. Ja, er hätte sich die Kehle durchgeschnitten, wenn die Nazis an Bord gekommen wären. *Mich holt keiner lebend vom Boot*, sagte er. Sein Flugzeug hat dann Verspätung, er betritt den Saal, als Maxim Gorki gerade seine Rede hält. Da stürzen sich alle Fotografen mit Blitzlicht auf ihn. *Sehen Sie nicht, wer da spricht?*, sagt Toller verärgert und verdeckt sein Gesicht mit den Händen. Der bayerische Schriftsteller Oskar Maria Graf, der im Exil sein Heimweh am besten erträgt, wenn er Lederhosen anzieht, ist ebenfalls auf dem Kongress. Wo immer er sich mit Toller trifft, telefoniert der, verabredet sich mit aller Prominenz und telegraphiert *stündlich ellenlange Botschaften in alle Windrichtungen, denn nichts ist ja in der Sowjetunion so billig wie Telegraphieren*. Und jeden morgen bringt der Postbote Stöße von Briefen und Zeitungen. *Sein Zimmer sah aus wie ein gewichtiges Pressebüro*, schreibt Graf. Aber längst schon hat der manische Arbeiter diese Traurigkeit im Blick.

Nach Tagen großer Aktivität folgen Tage und Wochen schwerster Depressionen. Tollers Verleger Fritz Landshoff erinnert sich an diese trostlosen Zeiten, wo sein Autor im verdunkelten Zimmer liegt, nachts plötzlich wie ein Gehetzter aufsteht und durch die Straßen von Zürich oder London läuft und dann wieder apathisch in sein Zimmer zurückkommt. Christiane, sagt er, war *immer bereit, ihn auf seinen plötzlichen nächtlichen Irrjagden zu begleiten*. Aber niemand soll etwas von diesen Zuständen erfahren. Sie darf nicht einmal sagen, dass er Kopfschmerzen hat. Schon das wäre Verrat für ihn gewesen, schreibt sie. Er hatte schlaflose Nächte, in denen er nur weinte und weinte. Am nächsten Morgen war davon nichts mehr zu spüren. Da war er vollkommen normal. Aber dann passierte es wieder, dass er stundenlang vor dem Gaskamin saß und hineinstierte und sagte, er müsse sich das Leben nehmen. Jetzt. Sofort. Sie versucht dann, ihn zu beruhigen, ihn von diesem Gas wegzukriegen, aber wenn das alles nichts half, wenn seine Not zu groß schien, lässt sie ihn ganz ruhig den Gashahn aufdrehen und sagt: *›Gut, dann nehmen wir uns beide das Leben.‹ Nach wenigen Momenten sprang er*

dann auf und drehte den Hahn selber wieder zu. Und wenn er auf Reisen geht, erinnert er sie jedes Mal dran, nicht zu vergessen, den Strick in den Koffer zu packen. Für alle Fälle.

Im Mai 1935 heiratet Toller in London Christiane Grautoff, und ein paar Ladys, Earls und eine Princess richten den beiden ein feudales Dinner aus. Der Diener, der am Eingang des Saals die Gäste mit seinem langen Stock vorstellt, hat keine Ahnung, dass der gutaussehende Bräutigam im Frack ein revolutionärer Dramatiker mit Gefängniserfahrung ist. Er kündigt ihn souverän mit drei kräftigen Stockschlägen als »Earl of Toller« an. Und der hofft, dass wenigstens ein paar der Gäste gute Kontakte zur Regierung haben und weitersagen können, was er ihnen über die verfolgten Juden in den Konzentrationslagern erzählt.

In dieser Zeit schreibt Toller das Lustspiel »Nie wieder Friede!« mit einer Rolle für seine Frau. Sie soll in London wieder Theater spielen. »No more peace« beginnt sehr vergnüglich im Olymp, wo Franz von Assisi und Napoleon miteinander plaudern und einen Engel fragen, wer denn da gerade im Radio spricht. Das sei Darwin mit dem Thema: *Mein Irrtum auf Erden. Warum der Mensch nicht vom Affen abstammt.* Sonst gibt es in dieser Komödie mit der rasanten Dialogtechnik und der Musik von Kurt Weill wenig zu lachen, denn sie ist eine Warnung vor einem Hitler-Krieg und endet mit der bitteren Einsicht, dass es Frieden erst dann gibt, *Wenn die Klugen schweigen. Wenn die Toren handeln.*

Im Herbst 1936 reisen Tollers zu einer großen Vortragsreihe nach Kanada und in die USA. Fünfzig Auftritte sind verabredet und generalstabsmäßig vorbereitet. Toller ist glücklich, Reden halten zu können. Er will das mörderische Elend seiner Landsleute in die Welt tragen, denn *jeder Tod bedeutet mir ein Vermächtnis.* Unermüdlich reist er durchs Land. Spricht täglich in einer anderen Stadt, manchmal auch öfter. Alles auf bestem Englisch. Und der politische Aufklärer ist gleichzeitig der helfende Sozialist. Er redet nicht nur, er tut auch was. Er sorgt dafür, dass Spenden an bedürftige Emigranten gezahlt werden. Der Maler George Grosz weiß, dass Toller dieses wahnsinnige Tempo braucht, auch dieses Gefühl des *Begehrt- und Benötigtwerdens.* Er sieht ihn noch nach der Ankunft in New York in seinem Hotelzimmer. *Ein halbes Dutzend Journalisten waren da, als ich eintrat; zwei Sekretärinnen schrieben, Toller schil-*

derte gerade eindringlich die Hinrichtung eines nazifeindlichen Arbeiters namens André, ein Page brachte Telegramme, es war Betrieb, Toller war glücklich.

Und dann bekommt er ein Angebot aus Hollywood. Er soll für Metro-Goldwyn-Mayer einen Film über Lola Montez schreiben, die irische Geliebte des Bayernkönigs. Das bringt 1000 Dollar die Woche. Der Film wird nie gedreht, aber seine Einkünfte summieren sich langsam auf gewaltige 50 000 Dollar. Und Christiane? Sie möchte eine schöne Wohnung und ein Kind. Eine schöne Wohnung war für Toller nie wichtig. Er braucht einen Arbeitsplatz, ein Telefon, Papier und Bücher. Und im Shakespeare-Band »Hamlet«, immer auf der Seite des Monologs »Sein oder nicht sein«, liegen die Geldscheine, die er täglich benötigt. Aber ein Kind? Nein. Er ist kein Mann für eine Familie, er ist besessen von seiner Mission, treibt Raubbau an seiner Gesundheit, verausgabt sich bis zur Erschöpfung. Schon bald nach der Ankunft in Amerika bemerkt seine Frau, dass er täglich um halb zehn verschwindet. Wohin gehst du da immer, fragt sie ihn. Zu einer Psychologin, sagt er. *Dann erzähl ihr mal, dass du nicht schlafen kannst, und wenn du nicht schläfst, kannst du nicht arbeiten, und wenn du nicht schreibst, glaubst du, du wirst nie mehr schreiben ...* Deshalb gehe er ja zu ihr, sagt Toller.

Jetzt, 1938, als sie wieder in New York angekommen sind und im Hotel »Mayflower« am Central Park wohnen, ist Toller offenbar ständig in analytischer Behandlung. Eines Abends sagt er zu seiner Frau, er müsse nach Spanien, sagt: *Ich kann nicht hier herumsitzen, wenn sie dort geschlachtet werden.* Christiane ist fassungslos. Nein, das mache sie jetzt nicht mehr mit. Sie liefen ja nur noch durch die Welt. Immer den Katastrophen hinterher. Und jetzt müsse er auch noch an die Front nach Spanien. *Du musst an überhaupt keine Front,* sagt sie, *Du bist Dichter, kein Soldat,* sagt: *Ich bin nicht mehr da, wenn du wiederkommst.* So trennen sie sich denn, sie fliegt nach Hollywood und er ins belagerte Madrid. Übers Radio bittet Toller den amerikanischen Präsidenten Roosevelt um Hilfe für das hungernde Volk. Alle Länder sollten sein humanitäres Projekt unterstützen, Frankreich, England, Norwegen, Schweden, Dänemark. Wie ein Besessener sammelt er Geld. Doch die spanische Mission scheitert, als Diktator Franco sein Volk in den Tod siegt.

Erschöpft, kaputt, verzweifelt kehrt Toller nach New York zurück. Wie soll das alles enden? Immer neue Kämpfe, immer neue Enttäuschungen, und immer schlaflos. Am 11. Mai 1939 holt Thomas Manns Sohn Klaus ihn ab. Sie haben eine Einladung beim amerikanischen Präsidenten im Weißen Haus – als Höhepunkt eines internationalen Schriftstellerkongresses. Sie fahren im Zug nach Washington. *Toller*, schreibt Klaus Mann im »Wendepunkt«, *schien den Besuch im Weißen Haus zu genießen. Ein paarmal klagte er freilich über Müdigkeit. ›Wenn ich nur heute Nacht etwas schlafen könnte!‹ Es war ein leiser Seufzer, nur für mich bestimmt, denn wir waren Freunde.* Und beim Essen sagt Toller ihm noch einmal sehr leise und auf Deutsch: *Es ist schlimm, wenn man nicht schlafen kann. Es ist das schlimmste.* Und plötzlich sieht er ganz verfallen aus.

Auf der Rückfahrt sitzen sie noch in Tollers Pullmann-Compartment zusammen. *Es ist ein schöner, reicher Tag gewesen*, sagt er zu Klaus und erzählt ihm lange von einer Europareise, die er jetzt im Mai gemeinsam mit seinem Verleger machen wird, der für kurze Zeit aus Amsterdam gekommen war. Die Tickets auf der »Champlain« seien schon gekauft. Auch einer seiner Ärzte habe zur Reise geraten, ein anderer sei allerdings der Meinung, er sollte lieber in ein Sanatorium gehen. Als die beiden sich am späten Abend verabschieden, weil Klaus Manns Bett in einem anderen Abteil ist, *rief er noch mit einer flehenden Stimme, in der plötzlich ein Weinen zitterte: ›Wenn ich jetzt nur schlafen könnte!‹* Er kann aber nicht schlafen. Als die beiden am nächsten Morgen noch in einer Cafeteria am Bahnhof frühstücken, ist Tollers Gesicht grau und *verwüstet*. An einer Station der Subway umarmen sie sich herzlich.

Es ist das letzte Mal, dass die Freunde sich sehen. Klaus Mann begreift sehr gut, dass die wunderbare Begabung Tollers nicht gegen die Qual der Schlaflosigkeit ankommen kann. Und er ahnt, dass schlaflose Nächte nicht Vergessen sondern Erinnerung bringen. Erinnerung, schreibt er, *an die Räterepublik, die Tage der Aktion, der Jugend, des gläubigen Überschwangs; die lange Festungshaft, Arbeit, ... dann die Berliner Zeit, Theatererfolge, Ruhm, Frauen, Geld, mehr Aktion, aber kein Schlaf; Kongresse, Versammlungen, Premieren, mehr Frauen, mehr Erfolge, auch Niederlagen ... und kein Schlaf; immer neue Kämpfe, neue Enttäuschun-*

gen, man bleibt zur Tat verpflichtet, die doch vergeblich ist; immer neuer Aufschwung, und kein Schlaf...

Elf Tage nach dem Besuch im Weißen Haus hilft Tollers Sekretärin ihm beim Packen. Sie wird später erzählen, dass er dabei im Zimmer hin und her gelaufen sei, immer mit der Frage: *Soll ich fahren? Soll ich nicht fahren?* Und wenn, für wen? Für was? Und alles habe doch gar keinen Sinn. Um die Mittagszeit herum schickt er sie dann zum Lunch. Als sie eine Stunde später ins Hotel Mayflower zurückkommt, packt sie ruhig weiter. Aber dann beschleicht sie ein merkwürdiges Gefühl. Wo bleibt der Herr Toller? Ist er weggegangen? Oder vielleicht im Badezimmer? Es ist nicht abgeschlossen. Sie klopft. Keine Antwort. Die Tür ist nur angelehnt, aber schwer zu öffnen. Sie drückt sie auf – und da hängt ein Arm über dem Griff, und Toller sitzt hinter der Tür auf einem Stuhl. Tot. Er hat sich mit dem Gürtel seines Bademantels aufgehängt. Aber der war mit ihm abgerissen. Toller war runtergefallen und hatte sich das Genick gebrochen.

Fünfhundert Personen kommen zur Trauerfeier. Man trägt den toten Dichter die Fifth Avenue hinauf. Seine Frau ist nicht dabei. Sie hat am Abend auf einer Hollywoodbühne Premiere, spielt eine junge Liebhaberin. Von Tollers Nichte Else lässt sie sich erzählen, dass der Verstorbene geschminkt gewesen sei und im Sarg sehr schön ausgesehen habe. Christiane schreibt, dass Ernst Deutsch, der emigrierte Schauspieler, sie nach der Vorstellung mit in sein Hotel genommen hat. Sie könne dort bleiben, solange sie wolle *und gab einer unwichtigen Nutzenfreundin den Auftrag, mich zu betreuen*. Danach will sie dort *einen Monat lang auf einem Stuhl* gesessen haben. Oskar Maria Graf, Sinclair Lewis, Klaus Mann und Juan Negrín, der Republikanische Politiker während des spanischen Bürgerkriegs, sprechen am Sarg ihres toten Freundes herzerreißende Worte. *Er lag hinter mir, schreibt Klaus Mann, das Würgemal am Hals gnädig verdeckt. Ich wagte nicht, ihm ins Gesicht zu schauen. Ich hatte Angst. Ich schämte mich meiner Tränen. Wem galten sie? Doch nicht ihm, der endlich schlafen durfte?*

Zweieinhalb Jahre später will Else Toller Blumen auf das Grab ihres Onkels legen. Sie sucht und sucht auf dem Ferncliff Cemetery und findet nichts, kein Grab, keinen Stein, keine Inschrift. Sie erfährt, dass die Urne mit seiner Asche nie abgeholt worden ist, dass sie noch immer irgendwo

im Aufbewahrungskeller des Krematoriums steht. Seine Witwe hätte nicht zahlen können, sie sei verarmt. 150 bis 250 Dollar würde die Sache kosten, sagt man ihr. Sie will eine Sammlung unter den Freunden anregen. Wer am Ende die einfache Marmornische mit der Inschrift »Ernst Toller 1893 – 1939« gespendet hat, ist nicht bekannt.